Bäume, Menschen und manchmal auch ein nackter Hund

Zora del Buono

Angenommen, man möchte (oder muss) sich ein neues Leben erschaffen, man möchte (oder muss) der eigenen Biografie einen Schwung in eine andere Richtung geben, angenommen also, dieses Ansinnen führte einen in eine ferne Stadt, eine, in der man noch nie war, in der man niemanden kennt, man fremd ist unter Fremden: Wo soll man beginnen, wo hingehen als Neuling, um die Fremdheit abzustreifen und ins Vertraute hineinzuschlüpfen? Es gibt viele Möglichkeiten, Hauptsache, man betreibt sie repetitiv. Man finde die ideale Kneipe, das Café, die Bar. Den geeigneten Verein, die politische Organisation. Den passenden Gottesdienst, falls man glaubt. Oder man setze sich in einen Park, diesen zum Beispiel, den Fontanapark in Chur. Nur zwei Tage lang, dadurch ist schon viel gewonnen.

Gestern, an Tag 1 also, ein erstes Annähern. Umherschlendern, sich hierhin bequemen und dann dahin, den Überblick gewinnen, versuchen, den städtischen Rhythmus zu begreifen, der sich in diesem grünen Eiland widerspiegelt. Die Geräusche orten, das Plätschern, Schaben, Rauschen, sich mit der Sonne anfreunden, die einen frühmorgens wärmt, sie mittags aber fliehen, schattige Minuten unter einem Zitronenbäumchen, überraschend südliches Lebensgefühl. Gruppen von Jugendlichen schwappen urplötzlich herein, auf der kleinen Mauer steht bald schon Handtäschchen neben Handtäschchen, schreiend bunt und metallverziert, davor die Mädchen, rauchend, tuschelnd, kichernd. Ein paar Parkbänke entfernt die Knaben, sich überschlagende Stimmen, das verlegene Gekreische der Adoleszenz. Geheimnisvolle Geschlechtertrennung. Später wieder Stille, die Jugendlichen sind «en groupe» abgezogen, lernen Kaufmännisches, drüben im Grabenschulhaus, wo das Tragen von Stöckelschuhen nicht gestattet ist, des weichen Holzfussbodens wegen, das Verbotsschild am Eingang zeugt davon. Bald wird klar, die Pausen der Schule strukturieren auch den Ablauf im Park, lassen seinen Geräuschpegel anschwellen, das helle Lachen der Jugend; zwanzig Minuten Znüni, fünfundzwanzig Minuten Zmittag, fünfzehn Minuten Zvieri, immer wieder aufs Neue, Lebensmittel werden ausgepackt und verschlungen. Überhaupt wird im Fontanapark viel gegessen.

Dann ein erstes Gespräch, es hat sich beiläufig ergeben, auf einer hölzernen Bank. Sowieso ist es besser, die Gespräche ergeben sich beiläufig, Unbekannte unvermittelt anzusprechen wird in helvetischen Gefilden nur selten goutiert, stattdessen ein leises Zucken, ein ängstliches Flackern im Blick, «Was will die von mir?». Frau P. jedoch ist ohne Scheu, das graue Haar kurz geschnitten, erst neulich pensioniert und schon wieder am Arbeiten, eine ehemalige Kollegin in der städtischen Behörde ist erkrankt, Frau P. springt ein für sie. Sie ist eine gute Erzählerin, die Unterhaltung bleibt im Fluss,

ein gemeinsames Faible für die Vereinigten Staaten wird entdeckt, dieses heute ach so verpönte Land. Frau P. lernte und arbeitete als blutjunge Frau dort, in den frühen Siebzigerjahren, in Vermont, in Georgia und auch in New York. Niemals, sagt sie, habe sie sich so sehr sich selbst gefühlt wie drüben in Amerika, zuvor nicht und auch danach nie wieder, weder im Aargau, woher sie stammt, noch in Graubünden, wo sie schon lange lebt. Es ist, darin ist man sich schnell einig, das Faszinierende und Erstaunliche an den USA, dass dort jeder seinen eigenen Kern herausarbeiten kann, dass einem (fast) alles offensteht, dass dieser seit Generationen tradierte Mythos einen immer noch so zu erobern vermag wie man selber (vielleicht) dieses riesige Land. Frau P. allerdings blieb nicht in Amerika, sondern kehrte zurück, der Weg führte schliesslich in die Berge, in ein Altersheim nach Churwalden, das sie leitete für zwölf Jahre, gemeinsam mit ihrem Mann. Dort, und all das erfährt man auf einer Parkbank in der mittäglichen Churer Wärme, habe auch ein Fräulein Bircher ihre letzten Jahre verbracht, die älteste Insassin im Heim, eine muntere Greisin, deren weltoffene Art sie, die Frau P., sehr bewunderte, zumal die alte Dame ihren Geburtsort eigentlich nie verlassen habe. Fräulein Bircher, noch im 19. Jahrhundert geboren, habe nämlich ihr Leben lang mit ihren beiden Schwestern in einem Haus am Dorfrand gewohnt, als eine Art Hausvorsteherin, derweil die jüngere Schwester als Schneiderin auf Stör gegangen sei, eine Handwerkerin auf Wanderschaft also, die ein wenig Geld in die Kasse der Schwestern brachte, während das älteste der drei Fräulein Bircher Landstreicher und andere Reisende verköstigte in ihrem Haus am Dorfausgang. In ihr Altersheim seien viele schwierige Fälle geschickt worden, erzählt Frau P. dann noch, diejenigen, die sonst nirgendwo unterkamen, sogar solche aus anderen Gemeinden. Ihre zwei Kinder hätten ganz einträchtig mit den Bewohnern zusammengelebt, deren durchaus schwierige Eigenarten als selbstverständlich wahrgenommen, und das habe die beiden geprägt, sie seien ausgesprochen tolerante junge Menschen geworden.

Drüben, unter der ausladenden Blutbuche, die beinahe dem Parkhausbau zum Opfer gefallen wäre, steht sinnierend ein Mann im beigen Jackett an den Stamm gelehnt, ein regelmässiger Gast, will es scheinen, frühmorgens war er auch schon da. Durch ihn erinnert sich Frau P. an eine hübsche Geschichte, die sie während eines Vortrages in Zürich gehört hat: Einst habe der Klerus in Luzern Bäume gefällt, weil die Kirchenoberen Angst vor einer Gruppe von Mystikern hatten, die nicht nur zu Jesus beteten, sondern auch zu Bäumen, deren heilige Kräfte sie zu schätzen wussten. Klammheimlich und immer nur nachts seien die Holzfäller losgezogen, und am Morgen danach seien die ältesten und markantesten Bäume einfach verschwunden gewesen – und die Baumgeister mit ihnen.

Frau P. ist mittlerweile gegangen, dafür saust ein glückliches kleines Mädchen mit dem Trottinett um den Springbrunnen herum, die Mutter steht daneben, schreckensstarr, doch ohne das Kind zu

gängeln oder zu warnen vor all dem, was passieren könnte, ins Wasser fallen, ausrutschen, den Kopf aufschlagen; eine angenehm gelassene Frau, ein angenehm freies Mädchen. Nicht weit entfernt sitzt eine Flüchtlingsfamilie, vier dunkelhäutige Menschen, aus Eritrea wohl, die Mutter mit ihren drei halbwüchsigen Kindern, zwei gesunde Töchter und ein kranker Sohn, sie haben Metallstühle in eine Reihe gerückt und geniessen die Sonne, einer neben dem anderen. Ganz unvermittelt dann ein Aufwallen lautstarker Diskussion, die drei weiblichen Familienmitglieder reden wild durcheinander, gestikulieren heftig. Genauso unvermittelt das kollektive Verstummen, eine trübe Stille, nur manchmal knirscht ein Stuhlbein im Kies, die eine Tochter sagt schliesslich etwas, alle blicken im Einklang nach links, schweigen wieder, die andere Tochter sagt etwas, sie blicken gemeinsam nach rechts, einzig der Junge starrt ausdruckslos vor sich hin. Was für ein Leben muss es sein, das sie hier führen, entwurzelt, fremd und auffällig, wie sie sind?

Die Parkbesucher zerfallen in zwei Hälften, jene mit den geordneten Leben, den streng geregelten Tagesabläufen, mit Arbeitsbeginn, Mittagspause, Schulschluss, dem Sophie-oder-Leon-aus-dem-Kindergarten-Abholtermin, und auf der anderen Seite jene mit den ungeordneteren Leben, unzählige Grossmütter mit Kinderwagen, die Pensionierten überhaupt, lesend oder ruhend, über das längere Vergangene nachdenkend oder auch über das kürzere Zukünftige, bang oder gelassen, je nach Charakter und Schicksal, dann die Wartenden, Schlenderer und Müssiggänger, die Arbeitslosen, die Trinker auch.

Wenn der erste Tag sich dem Ende zuneigt – und man muss sagen, es war ein guter, ein friedlicher Tag –, wenn der Baumfreund im beigen Cordjackett mit seinem Laptop neben der Tuffsteingrotte sitzt, wenn sich ein alter Muslim an die sonnengewärmte Wand des Alten Gebäus schmiegt, die Misbaha in der Hand, dreiunddreissig Perlen an einer Kette, die durch seine Finger klacken, Subhan Allah, Alhamdulillah, Allahu Akbar, wenn die letzten Kinder aus dem Springbrunnenbecken steigen, die Füsse nass, die hochgekrempelten Hosen auch, wenn die Jugendlichen sich ins hinterste Eck verziehen, um zu rauchen oder zu küssen, dann hat man als Neuling bereits den ersten Schritt zur behaglichen Vertrautheit getan.

Tag 2 kann, gefüllt mit all den Bildern von Tag 1, also eigentlich nur gut beginnen. Die gestrigen Geräusche sind schon verinnerlicht, das Rauschen des Strassenlärms als durchgehender Sound im Hintergrund, das Kratzen des Rechens des Gärtners, der den Kies in manierliche Ordnung bringt, die güldenen Sonnenstoren der Kantonalbank, die sich bei jeder Lichtveränderung in Bewegung setzen, eine dicke Wolke kommt, die Storen rattern hoch, die dicke Wolke geht, die Storen rattern runter, die Kantonalbankangestellten sollen wohl in massgeschneidertem Dämmerlicht arbeiten hinter ihren getönten Scheiben. Der Fontanapark ist ein geschützter Ort, behütet von den Gebäuden rundum, vor allem wenn man gen Osten blickt, die Grabenstrasse im Rücken zwar hört, sie aber nicht

sieht, behütet auch von den Bergen, die sich wie stützende Kissen um einen zu legen scheinen.

Geborgen fühlt sich auch Jocelyn hier; Jocelyn mit ihren betörend schrill bestickten Westernstiefeln, in denen die hautengen Stretchjeans verschwinden, Jocelyn, mit der das Gespräch sich leicht entwickelt (Nice boots! – Oh, you like it? – Of course I do!) und deren Biografie einen ganz schwindelig macht. Vor drei Jahren aus Afrika ins Bündnerland gekommen, mit einem Schweizer Mann, der die Ferien in Kenia verbrachte und sie so kennenlernte, auch ihre Tochter lebt jetzt hier, ein dreizehnjähriges Mädchen, das im Gegensatz zu ihr selber schon wunderbar Schweizerdeutsch spreche und die Mutter immer nur freundlich auslache, wenn sie mühsam nach Wörtern klaube. Zusammen wohnen sie in einem Dorf in den Bergen oben, einem sehr kleinen Dorf, mit Menschen, die sich nach Ladenschluss nicht mehr nach draussen begeben, wo es also leer und öde sei, anders als in Chur, wo die Leute in den Strassencafés rumsitzen und hier im Park. Afrika, ach Afrika, natürlich vermisse sie es, die Leichtigkeit und das Miteinander und das Leben auf der Strasse, vor allem aber vermisse sie die Kirche, ihre Kirche, wo man von Gott beseelt singt und tanzt und betet, so viele Gebete in Afrika, so viel «spirit», und hier – einfach nichts. Jocelyn ist fassungslos, wie die Schweizer überhaupt existieren können, fern von Gott. Der allerdings hat ihr den Auftrag gegeben, nach Europa zu ziehen, den Menschen Jesus näherzubringen, einen Weissen solle sie heiraten und bloss keinen Afrikaner, habe Gott ihr gesagt, denn sie sei im direkten Gespräch mit ihm, das ist ihr grosses Glück. Ihre Gebete helfen vielen Menschen, über Facebook ist sie mit der Welt verknüpft, eigentlich lebe sie im Computer drin, der Computer sei ihr bester Freund, da oben im kühlen Dorf. In Kenia hat sie Gospelmusik aufgenommen, CDs produziert, im Fernsehen gesungen, eine bekannte Frau sei sie in Ostafrika gewesen, doch hier nicht, hier ist alles anders. In Zürich, da gebe es afrikanische Kirchen, mit Gospelchören und ganz viel religiöser Energie, da würde sie gerne hinfahren, nach Zürich zur Messe, vielleicht sogar an Silvester, in ihrer Heimat feiert man nämlich Silvester in der Kirche, die ganze Nacht bis zum nächsten Morgen, getanzt werde da, gebetet, gesungen, ein einziges Fest der Ekstase. Jocelyn fuchtelt unterstützend mit den Armen, fast möchte man glauben, Gott stünde neben einem ob solch dynamischer Hingabe. Eine makellos geschminkte Alte mit hochgetürmtem Haar holpert auf ihren Rollator gestützt vorbei und wirft böse Blicke auf die Afrikanerin, sehr böse Blicke. Jocelyn merkt es nicht, ein Glück. Einmal, erzählt sie gerade, habe sie ihren Mann gebeten, sie ins Kantonsspital zu fahren und vor der Tür auf sie zu warten. Dann sei sie reingegangen und habe im Sekretariat angefragt, ob sie mit den Kranken beten dürfe, in Afrika sei das selbstverständlich, dass Leute mit grosser spiritueller Kraft in den Krankenhäusern für Fremde beteten, das sei ein Akt der Menschlichkeit. Die Frau im Personalbüro sei aber sehr zurückhaltend gewesen und habe ihr erklärt, das könne man in Chur nicht machen, weil doch viele Leute gar kein Englisch

verstünden, also habe sie aufgegeben und sei zu ihrem Mann ins Auto gestiegen und wieder ins Dorf zurückgefahren. Wenn er beruflich in Chur zu tun hat, dann begleitet sie ihn und schlendert durch die Stadt, vor allem aber setzt sie sich in den Fontanapark, weil sie sich dort nie einsam fühle, sagt sie. Und wenn sie andere Schwarze sieht, so spricht sie sie an, manchmal seien es englischsprechende Afrikaner, darüber freue sie sich dann sehr.

Jetzt, zur Mittagszeit von Tag 2 also, geht es hier rund, von Kenia und dem Gott der Christen springt man gleich weiter zu den Energien der Bäume und hinein in die Lebensgeschichte jenes Mannes, der auch heute wieder in seinem beigen Cordjackett den Park besucht und daher fast schon ein alter Bekannter ist. Herr V. ist Churer, seine Eltern waren Churer, doch der Grossvater stammte aus Zürich, zog als Geometer an diesen von der Natur so reich beschenkten Platz und blieb. Eine künstlerische Ader zog sich durch die Familie, der Vater war Fotograf und Maler, und auch Herr V. selber war einst Fotograf, jetzt bezieht er eine Rente. Kunst interessiert ihn sehr, aber noch mehr mag er Bäume, die Blutbuche da hinten sei ihm lieb und teuer. Er meditiere unter ihr, spreche ein Mantra, das er einmal gelesen hat, einen Satz, der sich ihm einprägte und den er jetzt so lange unter dem Baum repetiert, bis der Kopf ganz leer werde, denn das sei das Ziel, sagt Herr V., den Kopf leer zu bekommen. Das Schöne an der Buche und am Park überhaupt sei, dass man alles für sich alleine geniessen könne, man müsse nur bei schlechtem Wetter kommen und schon habe man das Gefühl, die Anlage, die Sträucher und Blumen seien nur für einen selber da, unter der Buche kann man sogar bei Regen sitzen, so dicht und hoch ist sie, da dringt kein Tropfen durch.

Wenn Herr. V. nicht im Park ist, dann weilt er im Café Fontana oben, jenem Café, das einen von innen durch orangefarbene Papierblumen und Vorhänge auf den Park hinunterschauen lässt, nur vier Stufen höher liegt es und doch hat man das Gefühl des totalen Überblicks. Draussen, direkt neben einem handgemalten Werbeschild («Feine französische Salatsosse zu verkaufen – nach Geheimrezept, ½ Liter, 5 sFr.») sitzen aufgereiht an Einzeltischchen öfter ein paar Herren, eher ältere als jüngere. Herr V. ist einer von ihnen, auch ein Richter des Kantonsgerichts verbringt seine Pausen hier und sagt, nein, in den Park gehe er nie, hier oben sei es doch viel bequemer, was solle er denn da drin, er sehe ja schon vom Gericht aus tagtäglich auf das Grün. Der Überblick ist trotz Gitterstäben natürlich bestechend und gleichzeitig distanziert, sodass man diskret zuschauen kann, wie eine Greisenfrau ihren Greisenmann im Rollstuhl über den Kiesweg schiebt und ein Sonnenplätzchen sucht, wo sie kleine Köstlichkeiten aus einem Plastikbecher klaubt, in Alufolie verpackt, das Metall blitzt bis hier hinauf. Auch beobachten alle die junge Frau, die ihren nackten chinesischen Schopfhund quer durch den Park führt, Hundeverbot hin oder her. Sie ist nicht die Einzige, die das tut, manch einer spaziert mit seinem Tier an der Leine durch, meist sind die Hunde winzig klein und die Besitzer ziemlich selbstbewusst, und alle beide tun

einfach so, als sei ein kleiner Hund eigentlich gar kein Hund, sondern ein eigenständiges Wesen ausserhalb der gesetzlichen Hundenorm.

Der Fontanapark, und das wird eigentlich erst richtig klar, wenn man in einem der zahlreichen Cafés in der Umgebung sitzt, ist ein entkapitalisierter Ort, ein Raum ohne Konsumzwang und Reklameterror, ein Ort also für alle und jeden, so auch für Julia aus St. Moritz. Die nämlich benutzt die Grünanlage als verlängertes Wohnzimmer, als privaten Garten gewissermassen, wo sie nach getaner Arbeit ein Bier mit Freunden trinkt, in einem Beruf, der anstrengend ist und bewundernswert für eine so coole junge Frau, eine vergnügte und bildhübsche zumal: Julia ist Krankenschwester im Pflegeheim. Zuvor habe sie in der Psychiatrie gearbeitet, erzählt sie, doch das sei nichts für sie gewesen, das färbt irgendwie ab. Jetzt, mit all den greisen oder dementen Menschen um sich herum, fühle sie sich wohler. Sie wohnt mit ihrem Freund direkt am Park, auch er arbeitet im sozialen Bereich. Julias Mutter ist Japanerin, hat vor gut dreissig Jahren auf einer Europareise den Vater kennengelernt, einen Konditor aus dem Engadin.

Erste Regentropfen fallen vom gerade noch leuchtend blauen Himmel, alle packen hastig ihre Sachen zusammen, machen sich eilends auf den Weg, die holländischen Touristen in ihren Ringelshirts (schon beim Frühstücksbuffet im Hotel fiel das auf: in Holland scheinen Ringelshirts schwer in Mode zu sein), die Lesenden, die Frauen mit ihren kleinen Kindern, Julia samt Freund. Und schwupp, schon sind sie alle weg, der Park ist menschenleer, der Regen prasselt auf die Rabatten nieder, die Blutbuche wird zu einem mächtigen Schirm, der einen vor allem Übel beschützt und ein ruhiger Platz zum Denken ist.

Angenommen, ich wollte (oder müsste) mir ein neues Leben erschaffen, ich wollte (oder müsste) meiner Biografie einen Schwung in eine andere Richtung geben, angenommen also, dieses Ansinnen führte mich nach Chur (was durchaus möglich wäre), in eine Stadt, in der ich niemanden kenne, ich fremd bin unter Fremden: Was würde ich tun, um mich anzunähern an dieses Dasein hier? Ich würde mich in den Fontanapark setzen und plaudern, hier ein wenig und dann dort, ich würde auf Herrn V. warten in seinem beigen Cordjackett, würde mir von ihm, dem Alteingesessenen, die Stadt und ihre Bäume zeigen lassen, seine Geschichten anhören über das Fotogeschäft der Eltern, über die Orte seiner Kindheit, ich würde Frau P. in ihrem Büro auf dem Amt besuchen, würde sie zum Kaffee einladen und mit ihr über Amerika sprechen, vielleicht würde ich ja zufällig Jocelyn treffen und sie am Sonntag früh in ihrem Bergdorf abholen, um mit ihr in Zürich eine «African Church» zu besuchen. Wir würden singen und tanzen und sie könnte beten nach Herzenslust. Später, zurück in Chur und erschöpft von all dem Göttlichen, würde ich mit Julia ein Bier trinken im Park oder auch anderswo. Ja, so wäre das, wenn ich mich hier ansiedeln sollte eines Tages.